

Predigt zu 1.Kor 3.9-17, 12. Son. n. Trin. – 30. August 2020

Stellen wir uns vor, Paulus sitzt in Ephesus. Wir schreiben das Jahr 55 nach Christus und er, der Superapostel, Begründer christlicher Gemeinden und unermüdlich durch die pagane Welt des Mittelmeerraumes Reisende, will an seine Gemeinde in Korinth schreiben. Er hat diese Gemeinde gegründet. Er sucht nach einem Bild für die zukünftige Entwicklung der christlichen Gemeinschaft. Bislang ist ihm nur der Gedanke gekommen, er könne sich mit einem Gärtner vergleichen. Er hat gesät, er hat gegossen. Die Gemeinde in Korinth wächst. Er scheint also erfolgreich zu sein. Aber schnell korrigiert er sich. Er muss es schaffen, dass es nicht zu einem Pauluskult oder Ähnlichem kommt. Seine Person ist nicht das Zentrum. Wichtig ist der Geist. Also schreibt er an die Gemeinde in Korinth: Gott bewirkt doch allein, dass überhaupt etwas auf dem Erdboden wächst. Ich bin doch bloß sein Mitarbeiter.

Plötzlich klingt es an sein Ohr: „Feuer, Feuer!“. Paulus riecht es. Ganz in der Nähe muss ein Haus in Flammen stehen. Schwarzer Rauch steigt auf. Er eilt schnell hinaus auf die Straße. Er will helfen, wenn möglich. In dieser Metropole Kleinasiens tummeln sich Menschengruppen. Als er sich endlich durchkämpft, kann er nur noch sehen, wie die Familie des betroffenen Hauses stumm auf das Flammenmeer schaut. Das Haus ist nicht mehr zu retten. Die Balken und das mit Stroh gedeckte Dach sind eine leichte Beute des Feuers. Die Nachbargebäude bleiben unbeschadet. Sie sind aus massiven Steinquadern gebaut und können der Hitze widerstehen. Paulus bietet der Familie, die er vom Sehen her kennt, an, diese Nacht bei ihm zu verbringen. „Vielleicht kann ich euch weitere Hilfe über die Gemeinde verschaffen“, sagt er. Der Familienvater sieht Paulus fragend an. „Welche Gemeinde, edler Freund?“ „Wir sind Frauen, Männer, Sklaven und freie Bürger, teilweise aus der jüdischen Gemeinschaft, teilweise aus anderen Völkern, die Jesus als den Retter verehren“. „Wer ist Jesus?“, scheinen die Augen des Familienvaters nachzufragen. Aber jetzt ist keine Zeit für philosophische Gespräche. „Kommt“, sagt der Familienvater zu seiner Frau und den Kindern, „morgen, wenn die Flammen erloschen sind, beginnen wir mit dem Aufräumen. Geht ihr jetzt mit und ich halte Wache, damit niemand unsere restlichen Schätze stiehlt. Es wird ja wohl das eine oder andere den Flammen widerstanden haben.“

Paulus begleitet die Familie, spricht den Eltern und Kindern Trost und Mut zu und sorgt dafür, dass alle die nächsten Tage über möglichst Ruhe haben, um nach der Katastrophe wieder an einen Aufbau des Hauses denken zu können. Das auf Stein gegründete Fundament wurde durch den Brand ja nicht beschädigt. Paulus wandert durch die große Stadt. Seine Gedanken gehen nach Jerusalem. Wie war er von dem zentralen Heiligtum, dem Tempel einst begeistert gewesen. Ein Haus Gottes, wichtiger und viel bedeutender als der von hundert Säulen getragene Tempel der Göttin Diana, der hier in Ephesos als Wunder gilt. Paulus lässt sich nicht mehr von Gebäuden, Amphitheatern oder gar Tempeln beeindrucken. Selbst als er die lange mit Marmor gepflasterte Straße, die Arkadiana mit ihren Säulenhallen und Geschäften entlanggeht, fragt er sich viel mehr, wo Gott wirklich wohnt und zuhause ist. Es muss doch ein unzerstörbarer Ort sein. Es muss ein lebendiger Ort sein. Vielleicht ist es kein fester Platz, sondern eher ein neuer Raum, ein Beziehungsraum, ein unsichtbarer Tempel aus Beziehungsseilen, -balken und -querverstrebungen.

Ein paar Tage später schreibt Paulus seinen Brief an die Gemeinde in Korinth weiter. Jetzt hat er ein treffenderes Bild gefunden, um die Korinthische Gemeinde zu beschreiben. Zufrieden sagt er zu sich selbst: „Mein lieber Paulus. Deine Studien der Heiligen Schrift waren doch nicht umsonst. Sie sind dir nach wie vor wichtiges Baumaterial.“

Dann schreibt er: „**10** Weil Gott mich in seiner Gnade dazu befähigt hat, habe ich als ein kluger und umsichtiger Bauleiter das Fundament gelegt; andere bauen jetzt darauf weiter. Aber jeder soll sich sorgfältig überlegen, wie er die Arbeit fortführt.

11 Das Fundament ist bereits gelegt, und niemand kann je ein anderes legen. Dieses Fundament ist Jesus Christus.

12 Wie nun aber jemand darauf weiterbaut – ob mit Gold, Silber, Edelsteinen, Holz, Schilfrohr oder Stroh –,

13 das wird nicht verborgen bleiben; der Tag des Gerichts wird bei jedem ans Licht bringen, welches Material er verwendet hat.“ Paulus notiert noch einen weiteren Gedanken. Dann unterstreicht er folgende Sätze: „**16** Wisst ihr nicht, dass ihr der Tempel Gottes seid und dass Gottes Geist in eurer Mitte wohnt? **17** Wer den Tempel Gottes zerstört, zerstört sich damit selbst, weil er Gottes Gericht über sich bringt. Denn Gottes Tempel ist heilig, und dieser heilige Tempel seid *ihr*.“

Paulus war nicht der Erste und Einzige, der sich von materiellen Vorstellungen löste, wenn er Gottes Wirklichkeit beschreiben wollte. Es war ein enormer Prozess, der hier angedeutet wird. Während antike, mittelalterliche und gegenwärtige Gewaltherrscher nach einem materiellen Ausdruck ihrer Vision suchten, entwarf Paulus einen geistigen Bau. Es ist ein Beziehungswerk,

getragen von einer geistigen Vision und realer menschlicher Nähe. Gott, so skizzierte er sein theologisches Gebäude, wohnt nicht in Mauern aus Stein. Er wohnt im Geist einer Gemeinschaft. Und diese neue, nur schwer zerstörbare, immaterielle Wohnung Gottes sind Menschen. Sie sind verbunden, weil sie etwas trägt. Es ist der Glaube an eine geistige Schöpferkraft. Diese drängt auf Weiterentwicklung. Gemeinde wird nicht zu einem historisierenden Nachbau, sondern zu einer Zukunftswerkstatt. Jede und jeder hat eine unzerstörbare Würde. Sie geht nicht durch Gewalt oder Tod kaputt. Es gibt keine Rangunterschiede. Frauen sind den Männern gleichgeachtet. Es ist nicht wichtig, aus welchem religiösen oder kulturellen Kontext ich komme. Hier, auf dem Fundament des Messias Jesus sitzen alle an einem Tisch, auf den Ehrenplätzen. Das Fundament würde zerbrechen, wenn es Menschen erster und zweiter Klasse gäbe, ja, wenn Menschen andere Menschen zu Dingen oder Werkzeugen erklärten. Es gibt keine Sklavinnen und Sklaven vor Gott und deshalb ist Gottes lebendiger Tempel frei von unterjochendem Denken und Handeln.

Ich springe ins England des 17. Jahrhunderts. Der geniale Portraitmaler Jonathan Richardson malte einen berühmten Zeitgenossen. Es war der reiche britische Unternehmer und Politiker Edward Colston, der einst in Bristol geboren worden war. Noch heute werden zu seinen Ehren Gottesdienste und Gedenkfeiern abgehalten. Was war das Fundament seines Reichtums? Galt er den vermögenden Kaufleuten Bristols nicht als Wohltäter, der mit beachtlichen Geldsummen den Bau von Schulen, Kirchen, Kranken- und Armenhäusern gefördert hatte?

1895 wurde ihm zu Ehren eine Bronzestatue im Stadtzentrum von Bristol aufgestellt. Colston war an der Versklavung von mehr als 84.000 Menschen beteiligt, darunter 12.000 Kindern. 19.000 Menschen starben an Bord seiner Schiffe.

Am 25. Mai dieses Jahres wurde der wehrlose christlich engagierte Afroamerikaner George Floyd durch weiße Polizisten in den USA getötet. Der Aufschrei und Protest erreichte auch Bristol. Demonstranten stürzten die Colston-Statue vom Sockel und versenkten sie anschließend im Hafenbecken. Die Aktion war ohne eine Rechtsgrundlage. Aber war sie wirklich ein krimineller Akt?

Der britisch-nigerianische Historiker [David Olusoga](#) schrieb: „Diejenigen, die so lange das Unhaltbare verteidigt haben, glaubten, dass das, was am Sonntag geschah, niemals geschehen würde. Sie gingen einfach davon aus, dass [People of Color](#), die Bristol ihr Zuhause nennen, für immer tolerieren würden, im Schatten eines Mannes zu leben, der mit Menschenfleisch handelte und dass die Macht, zu entscheiden, ob Colston stand oder fiel, in ihren Händen läge. Sie lagen auf allen Ebenen falsch. Was auch immer in nächster Zeit gesagt werden wird: Das war kein Angriff auf Geschichte – das *ist* Geschichte. Es ist einer jener seltenen historischen Momente, die dazu führen, dass die Dinge nie wieder so sein können, wie sie waren.“

Ist der Messias Jesus ein so eindeutiges Fundament, wie Paulus es in seinem Bild schildert? Ist für die Christinnen und Christen in Vergangenheit und

Gegenwart klar, was auf die Bodenplatte oder den Grundstein passt und was nicht? Die Geschichte der christlichen Kirche wirkt keineswegs so, als wäre sie Zeugin des „heiligen Tempels Gottes“. Und doch gibt und gab es gerade in ihrer Gemeinschaft immer wieder neue Baumeisterinnen und Architekten. Sie fußten auf dem Fundament, das so aussieht: Der Messias Jesus hat allen Menschen Würde und Gottesnähe zugesagt. Das machte sie zu Außenseiter*innen. Auch heute setzen sie sich für die indigene Bevölkerung ein, widerstehen jeder Form von Entwürdigung von Jüdinnen und Juden, haben neue Visionen für alle Menschen – unabhängig von ihrer Herkunft und Hautfarbe oder entdecken, dass andere Mitgeschöpfe so viel Würde verdienen wie wir selbst. Das Haus Gottes kann einstürzen. Es kann sich aber auch weiterentwickeln. Bleiben, wie es ist, kann es aber nicht. Ich sehne mich nach einer christlichen Gemeinschaft, die Kraft hat, sich an allen wichtigen gesellschaftlichen Entwicklungen aktiv zu beteiligen und die eine hohe Sensibilität für die hat, die den Bau so vorantreiben, dass mehr und mehr Menschen ihre Würde bewahren oder wiederfinden können.